

Amanda Scott

*Der Fluch des
Highlanders*

Der Macleod-Clan 6

Weltbild

Der Fluch des Highlanders

Der schönen Sidony Macleod liegen die Männer scharenweise zu Füßen, doch keiner konnte je ihr Herz gewinnen. Bis sie dem kühnen Ritter Sir Giffard begegnet, der Sidony im Sturm erobert. Gleichwohl ist ihr Glück in Gefahr, denn Giffard handelt im Auftrag der Templer und wird in geheimer Mission nach Edinburgh beordert. Nun steht nicht nur ihre Liebe auf dem Spiel, sondern das Schicksal Schottlands ...

Der sechste Band der Reihe um den Macleod-Clan

Der Macleod-Clan

Band 1: Das Schwert des Highlanders

Band 2: Die Tochter des Highlanders

Band 3: Der Schatz des Highlanders

Band 4: Die List des Highlanders

Band 5: Die Küsse des Highlanders

Band 6: Der Fluch des Highlanders

Amanda Scott

Der Fluch des Highlanders

Der Macleod-Clan 6

Aus dem Amerikanischen
von Carola Kasperek

Weltbild

Die Autorin

Amanda Scott stammt aus einer alten Juristen-Dynastie und ist in Kalifornien aufgewachsen. Sie studierte Historikerin mit Schwerpunkt in englischer Geschichte und hat einige Jahre als Lehrerin gearbeitet, bevor ihr Ehemann sie zum Schreiben brachte. Seither hat Amanda Scott jedes ihrer Manuskripte verkauft und mittlerweile weit über 40 Titel veröffentlicht. Ihre Romane stehen auf den Bestsellerlisten und haben zahlreiche Auszeichnungen gewonnen. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Nordkalifornien. Im Weltbild Buchverlag erschienen folgende Titel von Amanda Scott: Das Erbe des Highlanders, Die Rückkehr des Highlanders, Das Vermächtnis des Highlanders, Das Schwert des Highlanders, Die Tochter des Highlanders, Der Schatz des Highlanders und Die List des Highlanders.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *The Bishop and the Beggar Girl of St. Germain* bei Forge/Tom Doherty Associates, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Andrew M. Greeley Enterprises, Ltd.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, L.L.C., durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen vermittelt.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Christian Kennerknecht

Projektleitung: Gerald Fiebig

Redaktion: Ingola Lammers

Covergestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur GmbH, München-Zürich

Titelmotiv: Ilja C. Hendel/ buchcover.com

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-253-7

In memoriam Jeanne Rose Fontana Lower
(Mills College '39) und Ray Lower.

Für ihre großzügige Unterstützung über die Jahre hinweg,
den Zugang zu ihrer wunderbaren Bibliothek,
ihr Wissen über alles, was die Sinclairs betrifft – und dafür,
dass sie mich mit Donal Sean bekannt gemacht haben.

Die größte Stärke eines Menschen
kann zugleich auch seine größte Schwäche sein.

VERFASSER UNBEKANNT

Prolog

England, nahe der schottischen Grenze,
Oktober 1378

Es goss in Strömen in dieser dunklen Nacht, sodass man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Seine Hosen, die Stiefel und das Leder seines Panzerwamses waren durchnässt. Da das Prasseln des Regens alle anderen Geräusche übertönte, gelang es dem Schotten, sich unbemerkt an den dritten englischen Posten anzuschleichen. Er versetzte dem Mann, wie schon den beiden anderen zuvor, mit einem Stein einen Schlag auf den Kopf, fing den Ohnmächtigen auf und ließ ihn behutsam zu Boden gleiten.

Anschließend machte er sich daran, den ersten Gefangenen loszubinden. »Seid Ihr es wirklich, Kapitän?«, flüsterte dieser.

»Ja, sicher«, antwortete Sir Giffard MacLennan. »Wer sollte es denn sonst sein?«

»Hier gibt es jede Menge Engländer, Sir. Und sie haben obendrein Verstärkung von Carlisle angefordert«, erwiderte der andere.

»Dann sehen wir am besten zu, dass wir so schnell wie möglich zur Storm Lass zurückkommen. Also hilf mir, die anderen zu befreien. Wir waren zu neunt; sind die Übrigen auch alle hier?«

»Ja, Sir. Unsere Feinde werden doch wohl nicht die Lass mitgenommen haben, oder?«

»In dem Fall knüpfe ich denjenigen eigenhändig auf, der das zugelassen hat«, erwiderte Giff und half dem Gefangenen beim Aufstehen. »Und jetzt beeil dich, die Ruderer warten sicher schon auf uns.«

Kurz darauf waren auch die anderen befreit, und die neun Männer huschten den morastigen Weg entlang, der zum Solway Firth führte.

»Wie habt Ihr Euch befreien können, Kapitän?«, fragte einer von ihnen.

Giff zuckte die Achseln. »Sie haben uns vorher nicht gezählt, und als sie dann den Donnerschlag nutzten, um über uns herzufallen, passte ich eben den richtigen Augenblick ab.«

»Und welcher Augenblick war das?«, fragte der andere belustigt.

»Als dieser gewaltige Blitz niederging und der Donner so dröhnte, dass die Erde erzitterte, machte ich einen Satz rückwärts und kauerte mich zwischen die Büsche. Hat außer euch jemand bemerkt, dass ich nicht dabei war?«

»Nein. Aber unsere Gegner haben gehofft, sie hätten den König der Stürme erwischt.«

Giff lachte leise. »Jetzt sollten wir uns besser ruhig verhalten, falls sich hier noch irgendwo Wachen versteckt halten. Ich würde nur ungern als Gefangener auf Burg Carlisle landen.«

»Ja, Sir. Ich dachte schon, wir wären verloren.«

»Du weißt doch, dass ich das niemals zulassen würde«, entgegnete Giff.

Eine Viertelstunde später standen sie in der Nähe des Dorfes Bowness auf einer

Anhöhe über dem Firth. »Wo ist denn die Storm Lass?«, fragte einer der Männer.

»Da, wo wir sie zurückgelassen haben. Dort hinten zwischen dem Strauchwerk.« Giff deutete in die entsprechende Richtung und stieß dann einen leisen Pfiff aus, der aus dem nahen Wald erwidert wurde.

Daraufhin tauchten weitere Männer zwischen den Bäumen auf und zogen die Zweige beiseite, mit der sie die vierzehnrudrige Inselgaleere getarnt hatten.

»Wir lassen sie zu Wasser und rudern so leise wie möglich«, sagte Giff, als er bei seinen Männern angelangt war. »Das Segel brauchen wir nicht. Wir können es leicht bis zur Powfoot Bay schaffen, bevor die Ebbe einsetzt. Dann gehen wir zu den anderen nach Brydekirk, wo wir endlich ein trockenes Plätzchen haben werden.«

Bald wiegte sich die Storm Lass auf den Wellen. Hoch oben am Mast flatterte ihr Banner im Wind, und die Ruderer legten sich in die Riemen. Von Galloway bis Cape Wrath und darüber hinaus kannte jedermann das rote Banner der Lass mit der einzelnen schwarzen Wolke darauf.

Noch immer wütete der Sturm und türmte die Wogen auf, als wären alle Götter in Aufruhr. Doch an Bord waren alle davon überzeugt, dass ihr Kapitän auch die raueste See glätten konnte, wie es einstmals dem heiligen Columban nachgesagt wurde.

Noch bevor sie den halben Weg hinter sich hatten, ließ der Wind nach, und kurz vor Morgengrauen erreichten sie das schottische Ufer des Firth, wo bereits zahlreiche Kochfeuer brannten.

Da es nur noch leicht nieselte und es im Lager Zelte gab, konnte sich Giff auf ein einigermaßen trockenes Bett und ein paar Stunden Schlaf freuen.

Zehn Minuten, nachdem sie angelegt hatten, sah er, wie Sir Hugo Robison aus seinem Zelt trat und auf ihn zukam.

»Guten Morgen, Hugo. Hast du mich schon vermisst?«

»Wo zum Teufel bist du gewesen, Giff?«

»In England. Wollte mal sehen, was Northumberland im Schilde führt.«

»Und?«

»Anscheinend ist er mit fünfhundert Mann auf dem Weg nach Osten und will den Fluss Sark überqueren.«

»Dann ist er immer noch in der Nähe. Warum hast du dich so lange aufgehalten?«

»Diese Halunken haben neun von uns gefangen genommen.«

»Von uns? Soll das etwa heißen, du hast dich von Northumberland schnappen lassen?«

»Ja, aber nur für ein paar Minuten. Im richtigen Augenblick habe ich mich davongemacht, bin ihnen gefolgt und habe mir meine Jungs zurückgeholt.«

»Und für diese Heldentat erwartest du wohl auch noch Beifall, was?«, fragte Hugo.

»Meine Güte, ich dachte, du wärest froh, uns wiederzusehen.«

»Wenn ich recht verstanden habe, hast du dein Leben und das von dreißig Männern aufs Spiel gesetzt, nur um einen Blick auf Northumberlands Lager zu werfen. Dann habt ihr euch gefangen nehmen lassen, und jetzt erwartest du, dass ich dich lobe, weil du deinen Jungs mit viel Glück aus einer Klemme geholfen hast, in die du sie selbst gebracht

hast?«

»Naja, ob das eine Frage von Glück war, weiß ich nicht«, erwiderte Giff. »Aber es war auf jeden Fall Pech, dass wir einer englischen Jagdgesellschaft in die Arme gelaufen sind. Bei dem Donner hörten wir sie nicht kommen, und außerdem wären wir in diesem Wolkenbruch fast abgesoffen. Aber schließlich gelang es mir ...«

Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen, denn Hugo versetzte ihm einen Faustschlag, der ihn hintenüber fallen ließ.

Als Giff sich mühsam wieder aufrichtete, fuhr Hugo ihn an: »Von allen deinen leichtsinnigen, hirnrissigen Aktionen ist das hier ... Was gibt's da zu grinsen?«

Giff, der sich noch immer das schmerzende Kinn rieb, antwortete: »Ich dachte gerade, wie gut es ist, wieder zu Hause zu sein. Würde es vielleicht helfen, wenn ich dir sage, dass Northumberland seine Truppen mit Bewcastles fünfhundert Mann vereinigen will, und dass sie dann bei Kershopefoot den Liddel Water überqueren wollen, nachdem sie Douglas' Leute weit nach Osten gelockt haben?«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?«, fragte Hugo.

»Weil du mich mit deiner Fragerei ganz aus dem Konzept gebracht hast, nehme ich an.«

»Na gut, am besten bleibst du sitzen und hörst dir an, was ich dir sonst noch zu sagen habe. Sobald du nämlich aufstehst, verpasse ich dir einen Hieb, dass du gleich wieder umkippst. Also, erstens ...«

Giff ließ das Donnerwetter über sich ergehen, wobei er nicht zum ersten Mal bewundernd feststellte, dass Hugo eine endlose Standpauke halten konnte, ohne dass ihm auch nur einmal die Worte ausgegangen wären.

Glücklicherweise war Hugo nicht nur mit dem Mundwerk so tüchtig. Er würde den Earl of Douglas rechtzeitig warnen und so verhindern, dass die Engländer wieder einmal Unruhe in Schottland stiften konnten.

Edinburgh Castle, königliche Gemächer,
Dienstag, 4. Juni 1381

Der Earl of Fife, inoffizielles Oberhaupt Schottlands, saß behaglich an einem Tisch vor dem Feuer in seiner Lieblingskammer im David's Tower und bereitete Dokumente vor, die sein Vater unterzeichnen und mit dem königlichen Siegel versehen sollte. Fife herrschte gern über Schottland und konnte sich nicht vorstellen, warum er es nicht noch viele weitere Jahre tun sollte.

Er war großgewachsen und schlaksig, besaß ausgeprägte Gesichtszüge und trug ausschließlich Schwarz. Obgleich er die vierzig schon weit überschritten hatte, war er in guter körperlicher Verfassung und darüber hinaus ein Mensch, der sich nur selten Illusionen machte. Als Urenkel von Robert the Bruce und dritter Sohn des Obersten Königs der Schotten war Fife ein gerissener, skrupelloser Politiker, dabei jedoch durchaus leutselig, wenn er es für angebracht hielt, und außerordentlich begabt. Er hatte die Macht gekostet und wollte nun immer mehr, auch wenn er in den vergangenen Jahren mit seinen langen schlanken Fingern schon eine gehörige Portion davon an sich gerissen hatte.

Fife wusste, dass er besser geeignet war, Schottland zu regieren als sein altersschwacher, halb blinder Vater, der noch der offizielle König war, oder sein unfähiger, gleichgültiger älterer Bruder, der Earl of Carrick. Doch da Robert the Bruce einst auf die dumme Idee verfallen war, dass stets der älteste Sohn eines Königs seinem Vater auf den Thron folgen sollte, war nun einmal Carrick der Thronerbe.

Bevor Bruce diese neue Regelung eingeführt hatte, hatten die schottischen Adligen ihren König durch Wahl bestimmt. Im Unterschied zu den Engländern und Franzosen waren sie nicht davon überzeugt, dass ein König von Gott auserwählt wurde. Der König der Schotten war nicht mehr und nicht weniger als der Oberste der Clanchiefs. Er verfügte weder über ein eigenes Heer noch über eine Flotte, sondern war ganz und gar darauf angewiesen, dass ihn seine Adligen mit ihren Schiffen und Kriegerern unterstützten.

Hätte Bruce nicht entschieden, dass der älteste Sohn oder der nächste männliche Verwandte eines Herrschers sein Nachfolger sein sollte, wäre niemals ein Stewart König der Schotten geworden, denn viele Adelige betrachteten die Stewarts als Emporkömmlinge. Selbst ihr Name war neu; er leitete sich vom Hofamt des High Steward – des obersten Truchsessen ab, das Fifes Vater Robert innegehabt hatte. Nach dem Tod des kinderlosen Königs David II. war ihm sein nächster Verwandter, Robert the Steward, auf den Thron gefolgt.

Aber auf welche Weise die Stewarts an die Macht gekommen waren, interessierte Fife im Augenblick nicht. Das war alles längst vorbei, und er war sicher, dass er Carrick genauso leicht würde lenken können wie jetzt seinen Vater. Dennoch träumte er davon,

selbst den Thron zu besteigen. Er wusste, dass die Anführer im schottischen Parlament stets einen starken Mann einem schwachen vorziehen würden. Und, was noch wichtiger war, möglicherweise ließen sie sich dazu bewegen, Bruces Thronfolgeregelung außer Kraft zu setzen.

Es war unbestreitbar, dass sowohl Fifes Vater als auch sein Bruder zu schwach waren, um ein Land voller starrsinniger Adelige zu regieren, die fast unbeschränkte Macht über die Mitglieder ihres Clans hatten und sich vehement gegen jede Einmischung von außen wehrten. Fife glaubte, er habe bereits hinreichend bewiesen, dass er sie im Zaum halten konnte und es daher verdiente, König zu werden. Er wusste nur noch nicht, wie weit er würde gehen müssen, um sein Ziel zu erreichen.

Er würde alles tun, was er für nötig hielt, doch am liebsten hätte er den Mitgliedern des Parlaments einen eindeutigen Beweis geliefert, dass er der geeignetste Bewerber war. Ein Jahr zuvor schien die Gelegenheit für einen solchen Beweis gekommen, doch aufgrund eines feigen Verrats hatte er sie nicht nutzen können.

Doch seiner Erfahrung nach bot sich immer eine neue Chance. Also hielt er die Augen offen und traf für alle Fälle seine Vorbereitungen. Dazu gehörte auch sein neues Schiff, die *Serpent Royal*.

Als er mit dem letzten Schriftstück fertig war, klopfte ein Diener an die Tür und meldete einen Besucher.

»Der Chevalier de Gredin, Mylord.«

Fife war verblüfft. Dieser Name fügte sich perfekt in seine Gedankengänge. Er nickte, schob die Dokumente beiseite und sah mit zusammengekniffenen Augen zu, wie der Chevalier eintrat und eine schwungvolle Verbeugung machte. In der Hand hielt er ein Schreiben, an dem ein halbes Dutzend rote Wachssiegel baumelten.

Als sich der Ankömmling wieder aufgerichtet hatte, blickte er den Grafen mit seinen grünen Augen an und sagte kühl: »Ihr seid zweifellos erstaunt, mich zu sehen, Mylord, doch ich bringe Euch eine Nachricht von seiner Heiligkeit, dem Papst.«

»Ach ja? Ich dachte eigentlich, Ihr wäret mit eingekniffenem Schwanz nach Norden geflohen.«

»Aber nicht doch, Mylord. Ich wollte mich lediglich davon überzeugen, wie die Dinge dort stehen. Da mir jedoch nur norwegische Schiffe und diejenigen meines Gastgebers zur Verfügung standen, konnte ich weder mit dem Papst noch mit meinen Freunden in Frankreich Verbindung aufnehmen. Daher kehrte ich auf den Kontinent zurück und kann Euch nun vermelden, dass seine Heiligkeit Eure Bestrebungen weiterhin unterstützt und bereit ist, Euch Schiffe zur Verfügung zu stellen. Mit Eurer gnädigen Erlaubnis soll ich hier als sein Gesandter bleiben.«

»Als sein Gesandter oder als meine Geisel?«, fragte Fife mit trügerisch sanfter Stimme.

»Es sei, wie Ihr befiehlt, Mylord«, erwiderte de Gredin und sank in einen unterwürfigen Kniefall. »Wir beide verfolgen noch immer die gleichen Ziele«, fuhr er fort. »Wir wollen den Templerschatz finden, um ihn Seiner Heiligkeit zurückzugeben, und Euch zu der verdienten Stellung als Oberster König der Schotten verhelfen.«

Fife ließ ihn weiter knien und überdachte kurz die Situation.

Der Orden der Tempelritter war ursprünglich als Armee des Papstes gegründet worden, um die Pilger während der Kreuzzüge auf ihrem Weg ins Heilige Land zu beschützen. Im Laufe der Zeit jedoch hatten sich die Templer zu zuverlässigen Bankiers entwickelt, denen man die heiligsten und wertvollsten Kostbarkeiten der Welt anvertraute, und die den Reichen und Mächtigen riesige Geldsummen liehen. Auf diese Weise war es dem Orden gelungen, unvorstellbare Reichtümer anzuhäufen. Doch zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts hatte sich der Orden mit König Philipp IV. von Frankreich überworfen, der bei den Templern enorm verschuldet war. Auf seinen Befehl hin erklärte der Papst – eine bloße Marionette in der Hand des Königs – die Tempelritter zu Ketzern und befahl in einem Erlass die Zerschlagung ihres bis dahin hoch angesehenen Ordens. Im Oktober 1307 überfiel der französische König den Sitz des Ordens in Paris und ließ jeden Tempelritter in ganz Frankreich, dessen er habhaft werden konnte, verhaften, einschließlich des Großmeisters.

Sein eigentliches Ziel erreichte Philipp indes nicht. Als die Angreifer den Tempel durchsuchten, fanden sie die Schatzkammern leer. Die meisten Tempelritter waren geflohen, und auch ihre große Flotte, die in La Rochelle vor Anker gelegen hatte, war verschwunden. Auch nach nunmehr fast fünfundsiebzig Jahren blieb der Schatz der Templer unauffindbar.

Noch immer erhob die Römische Kirche Anspruch darauf, und der gegenwärtige Papst, der offenbar davon überzeugt war, dass ein Gutteil des Schatzes mit einigen Tempelrittern nach Schottland gelangt war, hatte bereits zweimal Männer ausgesickt, um ihn zu suchen – doch bisher vergeblich.

Einer dieser Männer des Papstes war de Gredin, der bestimmt nicht ohne Grund zurückgekehrt war.

Fifes Interesse an dem Schatz beschränkte sich auf einen einzigen Gegenstand, der sich nach Auskunft eines seiner Informanten mit ziemlicher Sicherheit in Schottland befand. Es könnte sich also für ihn lohnen, de Gredin und dem Papst bei der Schatzsuche zu helfen. Denn selbst wenn sie den Schatz nicht fanden, konnte es nicht schaden, wenn er sich mit dem Papst gut stellte. Vielleicht würde ihm das ja eines Tages von Nutzen sein, wenn es galt, das Parlament von seiner Eignung als König zu überzeugen.

Doch für de Gredin hatte er nicht viel übrig. Daher warf er ihm einen finsternen Blick zu und erklärte rundheraus: »Ihr habt mich letztes Jahr verraten. Warum sollte ich Euch jetzt trauen?«

Der Chevalier reichte ihm, noch immer kniend, das versiegelte Schriftstück. »Lest dies, Mylord. Und dann trifft Eure Entscheidung.«

Im Wald der Holyrood-Abtei,
Dienstag, 4. Juni 1381

Die zarten Kringel, die sich um die bislang unbewegte Angelschnur bildeten, waren ein

erstes Zeichen dafür, dass sich ein Fisch für den Köder am Haken interessierte.

Die neunzehnjährige Lady Sidony Macleod hielt reglos die Angelrute und starrte wie gebannt auf die Wasseroberfläche, wo die Ringe jetzt immer größer und zahlreicher wurden. Seit mindestens einer Stunde saß sie auf dem flachen Felsvorsprung über dem langen, schmalen Loch, ohne dass sie einen einzigen Fisch gesehen hatte. Dabei hatte der dicke grauhaarige Gärtner, dem die Angelrute gehörte, ihr doch versichert, dass der Loch bei der Abtei von Fischen nur so wimmelte.

Sie überlegte, ob sie die Schnur einholen sollte. Im Grunde genommen wollte sie gar nichts fangen. Sie hatte die Angel nur mitgenommen, um ihrem Ausflug einen sinnvollen Anstrich zu geben.

Daher wäre es nicht schlecht, wenn sie auch einen Fisch vorzuweisen hätte, doch andererseits hatte sie keine Lust, sich auf dem Rückweg damit abzuschleppen. Wenn sie sonst angeln gegangen waren, hatte immer ihre ältere Schwester Sorcha den Fang nach Hause getragen.

»Glaubst du wirklich, ich fange einen?«, hatte sie den Gärtner gefragt.

»Aber sicher, Mylady«, hatte der Mann entgegnet. »Wahrscheinlich erwischt Ihr einen schönen Lachs oder eine Forelle für's Frühstück.«

Sidony wollte nicht unhöflich sein und die angebotene Angelrute ablehnen, daher dankte sie ihm und nahm auch noch das Töpfchen mit Regenwürmern mit, die sie als Köder verwenden konnte. Dann durchquerte sie die drei Bereiche des Gartens, die Clendenen House vom Waldrand trennten, schlüpfte durch die Begrenzungshecke und schritt zwischen Bäumen, Farnen und Blumen dahin. Der Boden war unangenehm morastig, doch schon bald erreichte sie den glasklaren dunkelgrünen Loch, dessen ruhige Schönheit sie den sumpfigen Untergrund schnell vergessen ließ.

Spiegelglatt lag der See unter dem grauen Himmel. Sein Wasser, das in der Mitte graugrün schimmerte, wurde zu den Rändern hin immer dunkler, wo die Bäume bis dicht ans Ufer wuchsen und ihren Schatten auf die Wasseroberfläche warfen.

Die Luft war mild, und der Wald schien unnatürlich still. Sidony folgte dem Uferpfad, bis sie zu einem Felsvorsprung kam. Nach ihrem Marsch durch das sumpfige Gelände wirkte der grauweiße Granit einladend sauber und trocken.

Ihre Stiefel waren schlammverklebt, und auch der Saum ihres Kleides aus feiner blauer Wolle, über dem sie eine passende Tunika trug, hatte ein paar Schmutzspritzer abbekommen. Doch es war nur ein altes Kleid, das sie nicht besonders mochte. Sie hatte es angezogen, um mit ihrem vierzehn Monate alten Neffen zu spielen, der mit seinen schmutzigen Händchen ein besseres Gewand nur verdorben hätte.

Sie spießte einen Wurm auf den Haken, wie sie es von den Angelausflügen her kannte, die sie mit Sorcha in der Nähe von Chalamine Castle, ihrem Zuhause im Hochland, unternommen hatte. Unwillkürlich musste sie seufzen, als sie an die Burg und das nahe gelegene Bächlein dachte, das munter durch das dichte Strauchwerk plätscherte.

Jetzt war sie schon mehr als ein Jahr von zu Hause fort – viel zu lange.

Bei dem Gedanken kamen ihr die Tränen, doch im selben Augenblick ruckte es an der

Schnur. Sidony packte die Rute fest mit beiden Händen und sprang unbeholfen auf, wobei sie aufpassen musste, nicht auf ihr Kleid zu treten und ins Wasser zu fallen oder aber den Fisch zu verlieren.

Das Tier war größer als erwartet und kämpfte so verbissen, dass Sidony sich wünschte, niemals die Angel ausgeworfen zu haben. Sie erwog kurz, es vom Haken zu lösen und zurück ins Wasser zu werfen.

Doch bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte ihre ältere Schwester Sorcha ihr erklärt, dass der Fisch sowieso sterben und zuvor womöglich noch tagelang leiden würde. Als er daher schließlich schwach zuckend vor ihr auf der Felsplatte lag, ergriff Sidony einen Stein und machte seinem Leben entschlossen ein Ende.

Sie verzog das Gesicht, als sie auf den toten Fisch hinunterblickte, dann sah sie sich nach einer Efeuranke um, die sie dem Tier durch die Kiemen ziehen konnte, um es besser tragen zu können. Sie lobte sich im Stillen selbst für ihre Geschicklichkeit, beschloss jedoch, auf keinen Fall noch mehr Fische zu fangen. Also packte sie ihre Sachen zusammen und machte sich auf den Rückweg nach Clendenen House.

Als sie einige Minuten später noch immer nicht auf einen Pfad gestoßen war, wurde ihr klar, dass sie sich verlaufen hatte.

Bei Sonnenschein wäre es vielleicht möglich gewesen, sich zu orientieren, auch wenn Sidony nicht genau wusste, wie. Sorcha konnte die Richtung nach dem Stand der Sonne bestimmen, doch Sidony hatte nie gefragt, wie sie das machte. Sie wusste nur, dass die Sonne im Westen unterging, und hatte noch am Abend zuvor beobachtet, wie sie auf der Burgseite von Clendenen House hinter dem Horizont versank.

Ebenso wie Edinburgh Castle lag auch Clendenen House auf einem zerklüfteten Felsen nördlich der Stadt, in welcher der König residierte. Das Gebäude war von allen Seiten gut sichtbar, außer von Sidonys gegenwärtigem Standpunkt, wo das Blätterdach zu dicht war.

Sie beschloss, dann eben noch ein wenig ihre Freiheit zu genießen. Irgendjemand würde schon nach ihr suchen, wenn sie nicht nach Hause kam. Außerdem läutete die Glocke der Abtei jeden Tag zur Vesper, und den Weg von der Abtei nach Clendenen House kannte sie gut.

Wahrscheinlich wunderten sich schon alle, wo sie blieb, denn sie war schon eine ganze Weile fort. Vielleicht waren sie auch böse mit ihr, weil sie nicht gesagt hatte, wohin sie ging, doch sie hatte weder ihre Schwester Isobel noch ihre Gastgeberin aufwecken oder die Männer stören wollen, und außerdem hatte sie sich ja nicht mit Absicht verlaufen. Wenn sie nach ihr suchten, würde sie eben ein wenig früher zurück sein, dachte sie – falls überhaupt schon jemand gemerkt hatte, dass sie fort war. Oft nahmen die anderen sie überhaupt nicht wahr.

Vielleicht würde jemand sie hören, wenn sie ein Liedchen pfiiff.

Pfeifen gehörte sich nicht für eine Lady, und wahrscheinlich würde man sie dafür ausschimpfen. Doch Isobel war die einzige ihrer sechs Schwestern, die sich zurzeit in Clendenen House aufhielt, und sie war erneut schwanger und schlief bestimmt noch tief und fest.

Sidony kannte nicht viele Lieder, daher piff sie immer wieder ihre Lieblingsmelodie. Es war ungerecht, dass Damen nicht pfeifen durften, da das zu den wenigen Dingen gehörte, die Sidony gut beherrschte. Wie schon so oft fragte sie sich auch jetzt, wer derartige Regeln eigentlich aufstellte.

Wenn sie das Sagen hätte, wäre sie nicht so streng.

Genau in diesem Augenblick begann zu ihrer Erleichterung die Glocke der Abtei zu läuten. Der Klang hallte durch den ganzen Wald. Kurz bevor die Glocke wieder verstummte, erkannte Sidony, dass der Ton irgendwo von rechts kam.

Als alles wieder still war, hörte sie plötzlich ein Pferd schnauben.

Sie öffnete schon den Mund, um zu rufen, überlegte es sich dann jedoch anders. Es konnte ja auch ein Fremder, ja sogar ein Feind sein. Wie die schrecklichen Kerle, die damals ihre Schwester Adela entführt hatten.

Falls der Reiter auf der Suche nach ihr war, würde er ihren Namen rufen. Dass er es nicht tat, deutete – bestenfalls – auf einen Fremden hin.

Als er das leise Pfeifen vernahm, zügelte der Reiter sein Pferd. Die Melodie faszinierte ihn, und er hätte gerne noch ein wenig zugehört. Doch sein starrköpfiges Reittier, das bei Weitem nicht so gut ausgebildet war wie seine eigenen Pferde, protestierte schnaubend. Er konnte nur hoffen, dass es kein Feind war, der dort vor sich hin piff. Doch er tröstete sich mit dem Gedanken, dass kaum einer seiner vielen Freunde und Feinde ihn ausgerechnet hier im Wald bei der Abtei vermuten würde.

Dennoch stieg er vorsichtshalber ab und vergewisserte sich, dass sein Schwert, das er in einer Scheide quer über den Rücken geschnallt trug, erreichbar und beim Reiten nicht verrutscht war. Dann schlang er die Zügel um einen Zweig und ging mit den raschen, lautlosen Schritten des erfahrenen Waldläufers in die Richtung, aus der das Pfeifen kam. Dabei achtete er instinktiv darauf, nicht auf Zweige, lose Steine oder in Bodensenken zu treten.

Gleich darauf erblickte er sie – eine kleine, schlanke Schönheit mit wohlgeformtem Körper und nahezu weißblondem Haar. Es war zu zwei dicken Zöpfen geflochten, von denen ihr einer nach vorne über die Schulter gefallen war, während der andere ihr auf dem Rücken bis zu den Hüften herabhing. Die Zöpfe sahen so glatt und seidig aus, dass er sie am liebsten gestreichelt hätte.

Sie ging mit zögernden Schritten und blickte sich dabei in alle Richtungen um, wirkte dabei jedoch eher ein wenig unsicher als ängstlich.

Ihr Kleid befand sich in einem traurigen Zustand, was sehr bedauerlich war, da ein prächtiges Gewand ihre Schönheit noch unterstrichen hätte. Sie hätte Seide und Satin tragen sollen, Pelz und Geschmeide – und nicht einen großen frisch gefangenen Lachs in der einen und eine alte Angelrute in der anderen Hand.

Ihr Vater hätte Prügel verdient, dass er ein so schönes Mädchen unbeaufsichtigt herumstreifen ließ, dachte der Beobachter. Aber da sie nun einmal da war, wollte sich Giff MacLennan die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Er schlich näher, wobei er, um seine Schritte zu dämpfen, auf Büschel von Glockenblumen trat. Dabei schlug er einen Bogen,

um sich ihr nicht von hinten zu nähern und sie zu erschrecken.

Als er fast bei ihr angelangt war, blickte er zu Boden und tat, als hätte er sie nicht gesehen. Er wollte auf keinen Fall, dass sie schrie. Daran, dass sich ihre Schritte auf dem weichen Boden verlangsamten, merkte er, dass sie ihn nun auch bemerkt hatte. Als sie stehen blieb, blickte er auf, während sie ihn mit großen Augen anstarrte.

Auch ihre Augen waren schön; klar und von einem so hellen Blau, dass sie beinahe durchsichtig wirkten. Ihre Wimpern und Augenbrauen waren einige Nuancen dunkler als ihr Haar, doch nicht so dunkel, dass man sie braun nennen konnte. In der linken Hand hielt sie mit festem Griff die Angelrute, von der rechten baumelte an einer Efeuranke der appetitlich aussehende Lachs.

»Einen schönen guten Morgen, Mistress«, sagte er. »Habt Ihr Euch im Wald verirrt?«

Sie nickte, ohne ihn aus den Augen zu lassen, die weichen Lippen leicht geöffnet. Dabei hoben und senkten sich ihre ebenso weich und einladend wirkenden Brüste leicht und rasch unter dem Mieder. Noch immer hatte sie kein Wort gesprochen.

»Ich kann Euch den Weg zeigen, wenn Ihr wollt«, fuhr er fort und schenkte ihr sein gewinnendstes Lächeln, das normalerweise stets erwidert wurde. Doch sie blickte ihn nur weiter ernst und stumm an.

»Möchtet Ihr, dass ich Euch den Weg zeige, Mädchen?«

Wieder nickte sie, und ihr Blick ließ ein erregendes Gefühl in seinen Lenden aufsteigen.

Noch immer lächelnd setzte er hinzu: »Ich verlange auch nur eine ganz kleine Belohnung dafür, dass ich Euch rette.«

Er hätte sich nicht vorstellen können, dass sie die Augen noch weiter aufreißen konnte, doch da hatte er sich geirrt.

Noch immer sagte sie kein Wort.

Ohne sie aus den Augen zu lassen, trat er auf sie zu, gespannt, ob sie wohl zurückweichen würde. Seine Füße sanken in den weichen Boden ein, doch er achtete nicht darauf.

Von Nahem wirkte sie noch schöner und verlockender.

Sidony konnte die Augen nicht von dem dunkelhaarigen Fremden wenden. Er trug ein mit Metall verstärktes Lederwams, dazu Stiefel und eine lederne Hose, die sich eng an seine muskulösen Oberschenkel und Waden schmiegte. Das Schwert, das er auf dem Rücken trug, und der Dolch in seinem Stiefel hätten durchaus bedrohlich wirken können, doch nicht eine Sekunde lang hielt sie ihn für einen der Räuber, die das Grenzland unsicher machten.

Das lag nicht nur daran, dass sein weißes, gut geschnittenes Hemd aus feinem Leinen bestand; er legte darüber hinaus auch eine Arroganz an den Tag, wie man sie nur bei adeligen Grundbesitzern fand.

Er war nicht gerade der schönste Mann, den sie je gesehen hatte. Dafür waren seine Züge zu unregelmäßig, seine Nase zu scharf geschwungen. Dennoch ging etwas von ihm aus, das sie in seinen Bann zog.

Ihr gefiel das übermütige Funkeln seiner dunkelblauen Augen und seine honigsüße,

gewinnende Stimme. Andererseits war er groß und um die Schultern herum ebenso breit gebaut wie Hugo oder Rob, und sie bevorzugte Männer, die nicht ganz so viel Raum einnahmen. Diese glaubten für gewöhnlich, sie könnten alle Welt herumkommandieren. Sidonys Schwäger gehörten ohne Ausnahme in diese Kategorie. Allerdings musste sie zugeben, dass sie ihnen auch tatsächlich gehorchte, was sie in ihrer Überheblichkeit vielleicht noch bestärkte.

Sie überlegte noch, welche Art von Belohnung der Fremde wohl gemeint haben könnte, als er sich geschwind hinunterbeugte und ihr einen Kuss auf die Lippen drückte. Dabei legte er auch noch eine Hand um ihren Hinterkopf, sodass sie nicht ausweichen konnte.

Seine Lippen lagen zuerst sanft auf den ihren, dann wurde der Druck stärker, fordernder. Er schloss die Augen, was schade war, da es die dunkelsten blauen Augen waren, die sie jemals gesehen hatte. Ähnlich wie das Wasser im Loch wirkten sie beinahe schwarz.

Als er den anderen Arm um ihre Taille legte, wurde ihr klar, dass sie sich hätte wehren und ihn wegstoßen müssen. Doch derartige Freiheiten hatte sich ihr gegenüber noch nie jemand herausgenommen, und sie fand die Erfahrung interessanter, als sie gedacht hätte – wenn sie denn jemals darüber nachgedacht hätte.

Plötzlich schlüpfte seine Zunge zwischen ihren Lippen hindurch in ihren Mund. Ohne nachzudenken oder auf Fisch und Angel zu achten, stieß sie ihn daraufhin mit beiden Fäusten kräftig gegen die Brust.

Er ließ sie los und trat verblüfft einen Schritt zurück. Für einen winzigen Augenblick vermeinte sie einen Schatten in seinen Augen zu sehen, doch sofort war da wieder dieses mutwillige Grinsen.

»Warum denn gleich so heftig, Schätzchen? Du kannst doch nicht leugnen, dass es dir gefallen hat.« Noch immer grinsend stemmte er herausfordernd die Hände in die Hüften.

Der Zorn übermannte sie so schnell, dass es sie selbst überraschte. Ohne zu zögern oder lange darüber nachzudenken, was sie tat, holte sie aus und klatschte ihm den Fisch ins Gesicht.

In einer Abwehrbewegung riss er die Hand hoch und tat einen Schritt rückwärts, doch der morastige Boden gab unter ihm nach, und der satte Schlag mit dem Fisch tat ein Übriges. Sein linkes Bein rutschte nach vorne weg, und er landete mit einem lauten Platschen mitten in den Glockenblumen auf dem Hosenboden.

Entsetzt drehte sie sich um und ergriff die Flucht, doch sie war noch keine vier Schritte weit gekommen, da legte sich eine Hand wie eine eiserne Klammer um ihren Oberarm, brachte sie zum Stehen und riss sie herum.

Sein wütendes Gesicht war jetzt ganz dicht vor dem ihren. »Für so ein Benehmen sollte ich Euch weiß Gott übers Knie legen!«, sagte er drohend.

Sidony richtete sich stocksteif auf und fand endlich ihre Stimme wieder. »Wie könnt Ihr es wagen!«, fauchte sie ihn an. »Lasst mich gefälligst los!«

Zu ihrer Überraschung gehorchte er. Doch noch immer sprühten diese erstaunlichen Augen Funken, bevor er sie drohend zusammenkniff. »Was macht Ihr hier draußen

alleine, gekleidet wie eine einfache Dienstmagd?«

»Ich hielt Euch für einen Gentleman«, gab sie zurück und starrte ihn ebenfalls an.
»Aber ich wusste nicht, dass ein Gentleman so mit einer Dienstmagd umgeht.«

»Treibt's nicht zu weit, Mistress. Ich bin ein duldsamer Mensch, aber eine solche Unverschämtheit lasse ich mir von niemandem gefallen.«

»Was ist an meiner Frage unverschämt?« Sie reckte trotzig das Kinn. »Es ist viel unverschämter, einfach herumzulaufen und ohne lange zu fragen unschuldige Dienstmädchen zu küssen.«

»Die sind gewöhnlich gar nicht so unschuldig«, erwiderte er grinsend.

»Und woran, glaubt Ihr, liegt das?«

Er machte den Mund auf, klappte ihn aber rasch wieder zu und runzelte die Stirn. Schließlich sagte er: »Ich muss mich doch sehr wundern. Da stellt Ihr anzügliche Fragen und bleibt dabei so kühl, als würdet Ihr übers Wetter reden.«

»Ihr habt mir noch keine Antwort gegeben.«

»Nein, Mädchen, und das werde ich auch nicht tun. Denn entweder wisst Ihr genau, warum die meisten Dienstmädchen nicht so unschuldig sind, und wolltet mich mit Eurer Frage nur in Verlegenheit bringen, oder Ihr wisst es wirklich nicht. Dann werde ich es Euch bestimmt nicht verraten. Außerdem habt Ihr meine Frage auch noch nicht beantwortet, und ich habe sie zuerst gestellt.«

»Ich habe vergessen, worum es dabei ging«, erwiderte sie, obwohl sie sich sehr gut erinnerte.

Einen Augenblick lang sah er aus, als wollte er sie schütteln, und zu ihrer eigenen Überraschung hätte sie gerne gewusst, wie sich das anfühlte.

Der Gedanke brachte sie wieder zur Besinnung. Wie kam sie nur auf eine solche Idee?

Mit mühsam beherrschter Ungeduld erklärte er: »Ich habe Euch gefragt, was Ihr hier draußen alleine tut, und noch dazu in der Aufmachung einer einfachen Magd.«

»Es ist überaus unschicklich, eine Bemerkung über die Kleidung einer Dame zu machen, findet Ihr nicht auch?«

Zufrieden stellte sie fest, dass sich seine Augen schon wieder verengten.

Er stieß einen Laut aus, der wie ein unterdrücktes Knurren klang, sagte jedoch nur: »Also, habt Ihr Euch nun verlaufen oder nicht?«

»Ja, schon. Obwohl ich jetzt, da ich weiß, wo die Abtei liegt ...« Sie brach ab und blickte sich um. Bei ihrer kopflosen Flucht und der kurzen Verfolgungsjagd hatte sie erneut die Orientierung verloren. »Ich weiß immer noch nicht, wo ich bin«, musste sie zugeben.

»Wo wohnt Ihr denn?«

»In Clendenen House an der Canongate«, antwortete sie.

»Ich kenne die Canongate, dann werden wir auch Clendenen House finden. Wenn Ihr dem anderen Weg am Ufer des Lochs gefolgt wärt, hättet Ihr schon bald die Abtei gesehen.«

Da sie keine Lust hatte, darüber zu diskutieren, was sie hätte tun sollen, sagte sie nur:

»Es war nicht recht von Euch, einen Lohn für Eure Hilfe zu verlangen.«

»Stimmt, aber ich habe es trotzdem genossen«, entgegnete er grinsend.

»Tatsächlich? Warum?«

Giff zuckte die Achseln. Sein Grinsen erstarb, als ihn wieder dieses ungewohnte Schuldgefühl überkam wie kurz zuvor bei ihrer naiven Frage über die Dienstmädchen. Den Grund dafür hätte er selbst nicht nennen können, doch die beiden schlichten Wörtchen verursachten ihm Gewissensbisse, zumal sie ihn so eindringlich anblickte, als wäre seine Antwort ihr wichtig. Auf einmal hatte er Angst, sie zu verletzen, wenn er behauptete, der Kuss hätte ihm nicht mehr bedeutet als jeder andere geraubte Kuss zuvor.

Er wollte ihr nicht wehtun, sondern sie lächeln sehen. Denn das hatte sie bisher noch nicht ein einziges Mal getan.

Sein Gewissen, das praktischerweise so lange geschwiegen hatte, regte sich erneut. Der Grund dafür war gewiss nicht sein Verhalten, denn daran trug sie genauso Schuld wie er. Er war ein Mann, der sich an Abenteuern und Vergnügungen nahm, was er kriegen konnte, meist ohne Rücksicht auf Verluste. Doch in diesem Fall hätte er seinen Fehler gerne wiedergutmacht. Noch immer wartete sie geduldig auf seine Antwort, doch er wollte ihrer Eitelkeit nicht noch schmeicheln, indem er ihren Kuss als etwas Besonderes darstellte. Sie war ohne Zweifel eine Schönheit, und er hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, sie näher kennenzulernen, doch ein Mann seines Schlages durfte seine Zeit nicht mit Tändelei vertun. Schon gar nicht, wenn es um eine Jungfrau von edler Geburt ging, die womöglich noch eine Vermählung im Sinn hatte.

Daher sagte er schroffer als beabsichtigt: »Ich muss Euch jetzt nach Hause bringen, also lasst uns dort entlang gehen.« Mit diesen Worten legte er ihr eine Hand unter den Ellbogen und drängte sie in die bezeichnete Richtung, wobei er hinzufügte: »Weiß jemand, dass Ihr Euch hier im Wald aufhaltet?«

»Ja, der Gärtner«, antwortete sie mit einem kleinen enttäuschten Seufzer, der ihm durch und durch ging.

»Wieso habt Ihr nur dem Gärtner und sonst niemandem Bescheid gesagt?«

»Ich habe mit meinem kleinen Neffen gespielt, damit sich meine Schwester ungestört mit unserer Gastgeberin unterhalten konnte«, erklärte sie erstaunlich gleichmütig. »Als sein Kindermädchen ihn zum Mittagsschlaf holen kam und ich feststellte, dass auch Isobel und Lady Clendenen sich ein wenig hingelegt hatten, ging ich in den Garten. Den Gärtner habe ich ganz zufällig getroffen.«

»Es ist ja nicht besonders ungewöhnlich, im Garten auf einen Gärtner zu stoßen«, bemerkte er.

»Ich weiß, und er ist auch sehr nett. Aber ich wollte allein sein, und daher sagte ich, als er mich fragte, ob ich auf einem Spaziergang wäre, ich wolle in den Wald gehen.«

»Er hätte Euch davon abraten sollen, den Garten zu verlassen«, erwiderte er streng.

»Manch einer wäre bestimmt der gleichen Meinung«, sagte sie, »aber er fragte mich nur, ob ich nicht eine Angelrute mitnehmen wolle. Er war so freundlich, dass ich nicht ablehnen wollte; also nahm ich die Angel mit und fing diesen Fisch hier. Dann habe ich

mich verlaufen, und Ihr kamt genau in dem Augenblick, als ich dachte, ich wüsste wieder, in welcher Richtung die Abtei liegt.«

»Aber warum wolltet Ihr denn unbedingt weg? Gab es in Clendenen House keinen, mit dem Ihr Euch unterhalten konntet?«

»Oh doch, zwei meiner Schwäger waren da, aber ich wollte sie nicht bei ihrem Gespräch stören.«

»Sind sie denn nicht nett zu Euch?« Am liebsten hätte er ein Wörtchen mit diesen Männern geredet, damit sie dieses unschuldige Mädchen nicht mutterseelenallein herumlaufen ließen.

Sidony musste ein Lächeln unterdrücken, als sie sah, wie ungehalten er über Hugo und Rob war. »Sie sind sogar ausgesprochen freundlich, Sir«, sagte sie. »Aber man unterbricht solche Männer doch nicht in ihrer Unterhaltung. Und außerdem wollte ich allein sein. Ich bin nun schon ein volles Jahr hier in Midlothian, müsst Ihr wissen, und manchmal tue ich gern so, als wäre ich wieder zu Hause. Heute war ein solcher Tag.«

»Ihr lebt also nicht immer in der Stadt des Königs?«

»Aber nicht doch! Ich wohne abwechselnd bei drei meiner Schwestern. Meine Schwester Sorcha und ich kamen zusammen mit unserer älteren Schwester Adela nach Midlothian. Isobel lebte bereits hier, nachdem sie unserer Schwester Cristina einen Besuch abgestattet hatte.«

»Na hört mal, wie viele Schwestern habt Ihr eigentlich?«

»Noch sechs. Früher waren es sieben, aber dann starb Mariota, und jetzt sind nur noch Cristina, Adela, Kate, Maura, Isobel und Sorcha übrig. Sie sind alle schon verheiratet, und in einem Monat vermählt sich mein Vater mit Lady Clendenen. Bis dahin ...«

»Euer Vater ist also auch hier? Habt Ihr vielleicht gehofft, ich würde ihn nicht kennenlernen?«

»Nein, er ist zu Hause, im Hochland. Er ist ein Mitglied des Inselrates, wisst Ihr?«, erwiderte sie.

»Nein, das konnte ich doch gar nicht wissen«, widersprach er. »Wer ist denn nun Euer Vater?«

Sidony verzog das Gesicht. »Ach herrje, da gehen wir miteinander spazieren wie alte Freunde, und Ihr kennt noch nicht einmal meinen Namen. Ich Euren übrigens auch nicht«, fügte sie ein wenig spitz hinzu.

»Nein, das stimmt«, erwiderte er. »Ich weiß sehr wohl, dass Ihr glaubt, ein echter Gentleman hätte sich bereits vorgestellt. Aber ich möchte nicht, dass Eure Familie und Freunde meinen Namen erfahren, und ich weiß nicht, ob ich mich auf Eure Verschwiegenheit verlassen kann.«

»Nun gut«, sagte sie und dachte, dass er in diesem Fall wohl auch weder Hugo noch Rob kennenlernen wollte, was ihr nur recht sein konnte. »Mein Vater ist Macleod von Glenelg, Sir. Ich bin seine jüngste Tochter Sidony.«

»Lady Sidony, um genau zu sein«, erwiderte er in leicht belustigtem Ton. »Da kann ich wohl froh sein, dass Euer Vater gerade nicht in der Stadt ist.«

»Ich glaube nicht, dass er mit Euch schimpfen würde«, sagte sie. »Wahrscheinlich wäre er eher böse auf mich, weil ich mich im Wald verlaufen habe.«

»Ja, aber es könnte sein, dass er mich kennt, Mädchen. Ich stamme nämlich auch aus Kintail.«

Sie betrachtete ihn mit neu erwachtem Interesse. »Seid Ihr gerade erst angekommen? Oh bitte, sagt mir doch, wie das Wetter dort ist. Blühen die Wildblumen schon? Aber bestimmt haben unsere Familien miteinander zu tun, Sir. So viele gibt es dort ja nicht, und die meisten von ihnen sind mir bekannt. Die Macleods sogar alle. Seid Ihr also ein Mackenzie oder ein MacRae?«

»Darüber sprechen wir später, Mädchen. Erzählt mir erst mehr über Eure Familie. Ich weiß natürlich, wer Euer Vater ist, aber in den vergangenen zehn Jahren war ich mehr unterwegs als zu Hause. Wo ist Eure Mutter, und wie kommt es, dass drei von Euren Schwestern als geborene Hochlandmädchen hier in Midlothian leben? Aber wartet mal, hat nicht Eure Schwester, Lady Cristina, Hector Reaganach Maclean von Lochbuie auf der Insel Mull geheiratet?«

Nachdenklich zog er die Stirn kraus.

Sie überlegte, wie viel sie ihm erzählen sollte. Ihrer Erfahrung nach wollten die meisten Männer kurze, präzise Antworten und keine weitschweifigen Berichte.

»Meine Mutter starb, als ich zwei war, und Cristina ist tatsächlich mit Hector dem Grimmigen verheiratet«, begann sie mit den einfachsten Antworten. »Alles andere ist ein bisschen schwerer zu erklären. Adela sollte Ardelve von Loch Alsh heiraten, müsst Ihr wissen. Doch kurz vor ihrer Hochzeit wurde sie entführt und hierher gebracht. Sorcha und ich sind ihr gefolgt, doch Sir Hugo hat uns eingeholt. Ach ja, und davor heiratete Isobel ...«

»Sir Hugo?« Sein Tonfall brachte sie zum Schweigen. Es schien, als sei er nicht allzu erfreut, Hugos Namen zu hören.

»Ja«, sagte sie. »Sir Hugo Robison. Er ist der Gemahl meiner Schwester Sorcha.«

Da zuckten seine Lippen, seine Augen funkelten, und schließlich schüttelte er lachend den Kopf. »Jetzt habe ich mich aber wirklich reingeritten«, sagte er, als er wieder sprechen konnte.

»Was meint Ihr damit?«

»Als ich Hugo Robison das letzte Mal sah, hat er mich niedergeschlagen. Und wenn er erfährt, wie wir beide uns kennengelernt haben, wird er es zweifellos wieder versuchen.«

»Hugo ist selbstverständlich ebenso ein Gentleman wie Ihr«, erwiderte sie ernsthaft. »Ich wüsste zu gerne, ob er sich auch einen Spaß daraus macht, unschuldige Dienstmädchen zu küssen.«

»Um Gottes willen, Mädchen, Ihr werdet ihn doch wohl hoffentlich nicht danach fragen!«

»Aber meine Schwestern sagen immer, wenn man etwas wissen will, soll man fragen.«

Er warf ihr einen drohenden Blick zu, den sie jedoch unbefangen erwiderte, auch wenn sie wieder dieses leichte, gespannte Prickeln empfand wie zuvor. »Wirklich, Sir, Ihr

braucht Hugo nicht zu fürchten. Ihr müsst ihm nicht einmal begegnen. Sobald wir an der Abtei sind, gehe ich einfach wieder durch den Garten zurück. Dann wird er nie erfahren, dass wir uns getroffen haben.«

Erneut blickte er sie amüsiert an. »Dass Euch das am liebsten wäre, kann ich mir vorstellen. Wahrscheinlich wird er ebenso wütend auf Euch wie auf mich sein, nicht wahr?«

»Ja, vermutlich, wenn wir so dumm wären, ihm gemeinsam unter die Augen zu treten. Und deshalb solltet Ihr mich besser alleine zurückgehen lassen.«

»Das kann ich nicht«, sagte er mit schiefem Lächeln und bot ihr nun höflich seinen Arm. »Wisst Ihr, ich habe die Erfahrung gemacht, dass man unangenehme Dinge am besten rasch hinter sich bringt. Außerdem könnte Eure Anwesenheit mich schützen.«

Sidony, die sich fragte, wer denn sie beschützen würde, ignorierte seinen Arm und sagte nur: »Bevor wir weitergehen, solltet Ihr wohl besser Euer Pferd holen, Sir.«